

## Der Erste Weltkrieg im Spiegel von Literatur, Theater und Film. Vorwort

„Was sie vorne tun die Helden, / Schreib ich gleich von hinten auf“, hatte Karl Krauss die Position des Kriegs-Berichterstatters charakterisiert.<sup>1</sup> Die Perspektive des Historikers lag damals noch in der Zukunft. Hundert Jahre später interessieren nicht mehr die Tagesaktualitäten, sondern die Bewertungen eines historischen Ereignisses, das die Welt des 20. Jahrhunderts grundlegend veränderte. Die Pointierung, etwas „von hinten“ aufzuschreiben, war bei Krauss räumlich gemeint. In zeitlicher Differenz zu den Ereignissen mag sich ein heutiger Beobachter fragen, ob Krauss' Medienskepsis nicht auch angesichts der Flut neu erschienener Publikationen zum Ersten Weltkrieg angemessen wäre. Seit Fritz Fischers *Griff nach der Weltmacht* (1961) und seiner umstrittenen These einer kontinuierlichen deutschen Kriegszielpolitik hatten sich die deutschen Historiker mit Großpublikationen zum Ersten Weltkrieg weitgehend zurückgehalten. Wenn er thematisiert wurde, dann als Vorstufe des Zweiten Weltkrieges, einer Katastrophe, die im deutschen Gedenken alles andere überschattete.

Neuere Darstellungen und Bewertungen des Ersten Weltkrieges waren vor allem in der angelsächsischen Literatur zu verzeichnen, etwa mit den Büchern von Niall Ferguson, Modris Eksteins oder John Keegan. Nun aber, pünktlich zum 100. Jahrestag des Kriegsbegins, weiß der interessierte Leser kaum noch, zu welcher Neuerscheinung er auf den einschlägig sortierten Büchertischen greifen soll, wobei sich die Publikationen deutscher Historiker in einvernehmlicher Nachbarschaft mit den rechtzeitig übersetzten Arbeiten ihrer Kollegen im internationalen Feld befinden. Dass dieser Hype auch den Gesetzen des Buchmarktes folgt, dürfte kaum zu bestreiten sein. Allerdings machen manche dieser Neuerscheinungen auch deutlich, dass die Schockwellen des nun hundert Jahre zurückliegenden Krieges bis in die Gegenwart reichen. Politisch und mentalitätsgeschichtlich ist das Ereignis mit seinen langanhaltenden Umwälzungen längst nicht ausgeforscht.

Zu diesem Schluss kommt auch MATTHIAS SCHÖNING, der diese Neuerscheinungen gesichtet hat und dessen Beitrag das vorliegende Heft einleitet: als Orientierungshilfe auf dem Markt schwergewichtiger Historiografien und populärwissenschaftlicher Angebote, wobei die Grenzen fließend sind. In historischer Perspektive lassen sich zwei Annäherungsweisen unterscheiden. Entweder wird der Weltkrieg als epochaler Einschnitt gesehen, der das „Zeitalter der Extreme“ einleitet und damit als „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, als Beginn eines „Zweiten dreißigjährigen Krieges“ oder als „Büchse der Pandora“ verstanden wird. Oder er erscheint als Kulmination jener Entwicklungen, die sich im 19. Jahrhundert angebahnt hatten, und wird dann unter Titeln wie *Die Schlafwandler* oder *Der Untergang des Alten Europa* verhandelt. Stets erscheint der Weltkrieg so als fundamentale Zäsur, geschieden nur durch den Modus des Ausblicks oder des Rückblicks. Demgegenüber gelte es, wie Schöning pointiert, das Verhältnis

1 Karl Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit*, Frankfurt a. M. 1986, S. 271.

von Kontinuität und Zäsur genauer zu bestimmen, eine Aufgabe, an der zu arbeiten sein wird wie an vielen Seitensträngen der kulturellen Transformationen, die durch den Ersten Weltkrieg eingeleitet oder durch ihn beschleunigt wurden.

Verweisen schon Historiker wie Christopher Clark auf die schier unerschöpflichen Quellen, die weltweit in Archiven der damals beteiligten Nationen schlummern, so dürfte jedem Literaturhistoriker oder auch Sachbuchforscher spätestens seit der u. a. von Thomas F. Schneider herausgegebenen Bibliographie, die der „deutschsprachigen Literatur zum Ersten Weltkrieg“ gilt,<sup>2</sup> deutlich geworden sein, dass selbst in der auf den deutschen Sprachraum beschränkten Forschung allenfalls ein schmaler Ausschnitt der vorhandenen Publikationen wahrgenommen wurde. Die Beiträge des Heftes fokussieren daher weniger die Großautoren im literarischen Feld, wie Jünger oder Remarque, sondern suchen neues Material zu erschließen.

RALF KLAUSNITZER interessiert die Erfahrungs- und Sinnesgeschichte des Ersten Weltkrieges, aber nun dezidiert unter der Perspektive des beteiligten Beobachters, seiner Wahrnehmungsmöglichkeiten und -begrenzungen, zudem bezogen auf ein Ereignis, bei dem ein Beobachter schlachtentscheidend wurde. Aufgrund der Eindrücke des vom Oberkommando ausgesandten Oberstleutnants Richard Hentsch wurde die Offensive an der Marne am 9. September abgebrochen mit jenem Rückzugsbefehl, der auf Seiten Frankreichs als „Wunder“ empfunden wurde. Jenseits dieser in der Weimarer Republik vieldiskutierten Personalie stellt Klausnitzner die Bedingungen von Wahrnehmung und Observation in das Zentrum seiner Betrachtungen, zieht Feldpostbriefe und Kriegstagebücher heran, um Schlaglichter auf die Mitteilbarkeit von Beobachtungen zu werfen. Wie sie in das Format der Lyrik zu übertragen sind, bleibt bei allen grundsätzlichen Erwägungen Ausgangsthema wie Fluchtpunkt der Überlegungen. Am Beispiel der Aufzeichnungen des Lazarettarztes und Lyrikers Wilhelm Klemm lässt sich studieren, wie Augenzeugenschaft ästhetisch transformierbar ist: vom Erlebnisnotat zum durchgeformten Gedicht, das in der expressionistischen Zeitschrift *Die Aktion* erscheint.

Wenn die Beobachtungsmöglichkeiten in der Feldschlacht schon immer partiell waren und die Sinne zunehmend durch technische Verfahren der Observation ersetzt wurden, so war das U-Boot taktisch wie konstruktionstechnisch darauf ausgelegt zu beobachten, ohne beobachtet zu werden. Es war das Gegenstück zur Sehmaschine des Flugzeugs, das im Stellungskrieg zunehmend an Bedeutung gewann. MANUEL KÖPPEN lässt die U-Boot-Begeisterung während des Ersten Weltkrieges als spezifisch deutsches Phänomen Revue passieren und fragt nach den Narrativen, die diese Begeisterung gerade zum Ende der Weimarer Republik wieder aufleben ließ. Basis ist die umfangreiche Erlebnis- und Erinnerungsliteratur der Kommandanten, die als Helden gefeiert wurden wie sonst nur die Flieger. Synergetisch mit Maschine und Mannschaft verbunden, bildete der verantwortliche U-Boot-Kommandant das komplementäre Heldenmodell zu dem allein auf sich gestellten Flieger, die sich in ihren Erlebnisberichten als jugendliche Draufgänger präsentierten. Der U-Boot-Kommandant verkörperte das Führerprinzip. Die Funktionsgemeinschaft des U-Bootes stand pars pro toto für die Einheit der

2 Thomas F. Schneider, Julia Heinemann, Frank Hischer, Johanna Kuhlmann, Peter Puls: Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum Ersten Weltkrieg 1914–1939. Ein bio-bibliographisches Handbuch, Göttingen 2008.

Nation, woraus sich mit *Morgenrot* (1933) eine filmische Erzählung ergab, in der die U-Boot-Helden und die Heimatfront zur Einheit verschmolzen.

Dass solche symbiotischen Fantasien auf die Seite der ideologischen Verklärung des Weltkriegsgeschehens zu verbuchen sind, belegen nicht zuletzt jene Romane, in denen die Heimatfront von jenen besichtigt wurde, die nicht die „große Zeit“ an der Front erleben durften, sondern daheim blieben, weil sie zu alt oder zu jung waren oder auch für untauglich befunden wurden. Ihre Wahrnehmungs-, Darstellungs- und Interpretationsmuster betrachtet ERHARD SCHÜTZ. Wenn sich die Frontgeneration am Ende der Weimarer Republik im Einklang mit Remarques Erfolgsbuch als verlorene fühlen durfte, was manche jener Fronterfahrenen durchaus nicht schätzten, so unterschied sich die Perspektive anderer Generationen grundsätzlich. Georg Hermanns *Die Nacht des Dr. Herzfeld* bildet ein bemerkenswertes Pendant zu Marcel Prousts *Recherche*, insofern im Erleben der „Alten“ der Krieg als Einschnitt erfahren wird, der den Alltag verändert und die Suche nach einer verlorengegangenen Zeit initiiert. Zu den Nicht-Eingezogenen der Kriegsgeneration gehörte Siegfried Kracauer, der in seinem autobiographisch geprägten Roman *Ginster* eine „gelähmte“ Zeit beschreibt, betrachtet aus der Position des isolierten Intellektuellen. Die „Jungen“ schließlich, die wie in Ernst Glaesers *Jahrgang 1902* oder Georg Finks *Mich hungert* noch nicht mitmachen durften, präsentieren sich analog zu Remarques verlorener als betrogene Generation. Das Zeitgeschehen spiegelt sich wie bei Remarque als Konflikt mit der Elterngeneration. Der Erste Weltkrieg brachte das *Problem der Generationen* zu Tage, das Karl Mannheim sozialwissenschaftlich zu erforschen begann. Unbekümmert von allen Klagen blieb indes die „Generation der Unbedingten“, die links wie rechts der bürgerlichen Mitte aus den generationell bedingten Erfahrungen zukunftsgerichte Konsequenzen zog. Die Selbstvergewisserungen, die bis heute den Buchmarkt mit immer neuen Bestimmungen des vermeintlich kommunikativ geteilten generationellen Erlebens umtreiben, haben ihren Ursprung in den Nachbeben des Ersten Weltkrieges.

Der Krieg brach in den Alltag ein. Davon blieb auch die Theatermetropole Berlin nicht verschont, die EVA KRIVANEC besichtigt. An Aufführungen hatte es keinen Mangel, und zunächst sahen die „Kriegsspielpläne“ auch angemessenes Patriotes vor. Doch was von manchen als „Friedenskitsch“ empfunden wurde, hielt schon 1915 wieder Einzug auf den Bühnen: harmlose Schwänke und Lustspiele aus dem vergangenen Jahrhundert. Leichte Unterhaltung hatte Konjunktur, auch im Operettenformat. Doch setzte bereits in der Spielzeit 1915/16 ein wahres „Strindberg-Fieber“ ein. Der Geschlechterkampf, durch den sich seine Stücke auszeichnen, traf den Nerv der Zeit. Die Infragestellung der Geschlechterrollen durch den Krieg und die Belastung der familialen Strukturen, von denen gerade auch die Romane der Daheimgebliebenen berichten, fanden in Strindbergs Stücken einen fernen Spiegel. Gegenwärtig waren Otto Reutters Kriegsrevuen mit ihren als Possen gestalteten Anspielungen auf den Berliner Alltag in Kriegszeiten, zu dem auch die prekärer werdende Ernährungslage gehörte. Kritische Töne sind nicht zu überhören, wenn Max Reinhardt in der Herbstsaison 1916 Jakob Michael Reinhold Lenz' *Soldaten* auf den Spielplan setzt, gefolgt von Georg Büchners *Dantons Tod*. Die Revolution, auch die expressionistische, fand nicht auf den Berliner Bühnen statt, aber sie reagierten auf die Zeitstimmungen.

Eine in der Weimarer Republik viel diskutierte Figur war der Heimkehrer, die PHILIPP STIASNY untersucht. Beschädigt durch die Kriegserlebnisse und in Rivalität zu den

in der Heimat verbliebenen Männern, blieb die Integration problematisch. Das Thema boomte, literarisch wie filmisch, wobei zur Bewältigung der Gegenwart Modelle der Weltliteratur entlehnt wurden. Odysseus, Graf von Gleichen, Colonel Chabert oder Ennoch Arden standen Pate, wenn es um die Heimkehrerproblematik und damit auch um die Entfernung zwischen den Geschlechtern ging. Der unverhüllte Bezug auf die jüngste Vergangenheit bildete die Ausnahme, zu besichtigen in Ludwig Wolffs Feuilleton-Roman *Dr. Bessels Verwandlung*, der 1919 erschienen und acht Jahre später von Richard Oswald verfilmt wurde. Wenn sich Murnaus *Nosferatu* (1921/22) als Heimkehrerfilm lesen lässt, in denen die Kriegstraumata in das Unheimliche verschoben werden, so analog *Dr. Bessels Verwandlung* als Geschlechterkriegsfilm, der mit komplexen Verschiebungen und Verdoppelungen arbeitet, wobei es stets um die bedrohte Männlichkeit geht. Das Spiel der Rivalitäten um das begehrte Objekt begleitet die Stationen jener Verwandlungen, die die Hauptfigur durchläuft. Erstaunlich bleibt bei dieser Konstruktion, dass die Situation in Frankreich spiegelbildlich zu der in Deutschland entworfen wird, was dem Film von links wie rechts den Vorwurf des Pazifismus eintrug.

Auch wurden hier die traditionellen männlichen und weiblichen Codierungen von Front und Heimat durcheinandergewürfelt. Dieser Aspekt interessiert MASCHA MARLENE VOLLHARDT, die sich einer anderen Grenzfigur angenommen hat: der Krankenschwester. In deren Erinnerungen an die Kriegseignisse wird der Geschlechterkrieg oder auch nur die Möglichkeit des Begehrens jenseits schwesterlicher Pflichten derart ostentativ verneint, dass man auf das Gegenteil schließen könnte. Zumindest aber positioniert sie sich als Grenzfigur: als Repräsentantin der weiblich codierten Heimat und als Kameradin der Frontkämpfer, die einen ähnlichen Abhärtungsprozess durchlaufen muss, wie die Helden an der Front. In der Erinnerungsliteratur der Krankenschwestern wird jedoch auch deutlich, dass es sich um ideologisch geprägte Entwürfe handelt, die das Bild der „weißen Schwester“ (Theweleit) zum eigenen Handlungsentwurf bzw. Erinnerungsbild machten. Hatte schon der Frontsoldat keinen Spielraum, eigene Entscheidungen zu treffen, so noch weniger die Schwester. Bemerkenswert bleiben die Reisen der Anne-Marie Wenzel, die zu den in Russland internierten deutschen Kriegsgefangenen Kontakt aufnahm: eine international agierende Schwester im Dienst der Heimkehr, die so auch touristische Erfahrungen sammeln durfte.

Die Beiträge des Heftes oszillieren zwischen Front und Heimat und den daran gebundenen Erlebnisperspektiven, die sich zwischen Frontkämpfer und Krankenschwester ebenso unterscheiden wie zwischen den unterschiedlichen Generationen, die den Krieg in der Heimat erlebt haben. Historisch finden diese Perspektiven ihre Fortsetzungen und Transformationen: in weiterentwickelten Techniken der Observation und der Camouflage, in einer Reprise der U-Bootbegeisterung, von der noch immer deutsche Werften profitieren, in generationellen Selbstentwürfen, die als Verständigungskonzepte bis in heutige Zeiten reichen, und nicht zuletzt in den geschlechtlich codierten Differenzen und Verwerfungen, auf die das ‚Dritte Reich‘ mit dem Entwurf einer Volksgemeinschaft reagierte, die alle Gegensätze harmonisieren sollte. Doch werden Geschlechterkampf und Heimkehrerproblematik wiederkehren, als sei der Zweite Weltkrieg nur eine Eskalation dessen, was im August 1914 vielleicht nicht begann, aber doch seinen unwiderruflichen Wendepunkt erfuhr.

Manuel Köppen, Mai 2014